

frauen.erlesen
journal der edition ebersbach
Heft 2/Mai 2011

Gestaltung, Bildbearbeitung
und Satz

24 Seiten, Format A4
4/4-farbig CMYK

Inhalt



Mythos New York 3
Aus dem Reisetagebuch von Simone de Beauvoir



Im Frauengarten 6
Ein Bericht von Annemarie Schwarzenbach über Afghanistan



Feuervogel 10
Edith Whartons Automobile und ihr Roman »Traumtänzer«



Gerade mal 50 Worte sind uns geblieben 12
Ein Interview mit Erika Pullwitt



Auf Landart 14
Ein Kochkrimi aus der badischen Toskana. Ein Auszug



Eine schöne Geschichte 16
Eine Begegnung mit der französischen Schriftstellerin Simone de Beauvoir

Die scheue Nachtigall 21
Ein Porträt zum 85. Geburtstag von Harper Lee

Gewinnspiel 22

Lieferbare Titel 23

frauen.lesen Heft 2 (Mai 2011)
journal der edition ebersbach
Herausgegeben von Brigitte Ebersbach

edition ebersbach
Bozener Str. 19, 10825 Berlin
Tel.: 030/31 01 99 34
Fax: 030/31 01 99 12
E-Mail: info@edition-ebersbach.de
www.edition-ebersbach.de



Blick auf Downtown Manhattan, 1942. Foto: Andreas Feininger. © Andreas Feininger Archive.com, c/o Zeppelin Museum Friedrichshafen

Mythos New York

Im Januar 1947 reist Simone de Beauvoir zum ersten Mal nach Amerika. Sie brennt darauf, das Land zu entdecken. Insbesondere New York hat es ihr angetan. Ihre Eindrücke beschreibt sie in einem Reisetagebuch

Wenn ich New York entziffern will, muss ich mich an New Yorker wenden. In meinem Büchlein stehen Namen, aber für mich steht kein Gesicht hinter ihnen. Ich muss auf englisch mit Leuten telefonieren, die mich nicht kennen und die ich nicht kenne. Ich gehe hinunter in die lobby des Hotels und bin eingeschüchtern, als hätte ich ein mündliches Examen zu bestehen. Diese lobby betäubt mich durch ihre Fremdheit – eine Fremdheit mit umgekehrtem Vorzeichen. Ich bin der Zuluakäfer, den ein Fahrrad in Schrecken versetzt, bin die Bäuerin, die in der Pariser U-Bahn verloren ist. Ein Zeitungs- und Zigarrenladen, Western Union, Friseursalon, wri-

ting room, wo Stenotypistinnen nach dem Diktat der Gäste schreiben – Club, Büro, Warteraum, Verkaufsgeschäft; alles in einem. Um mich herum ist der ganze Komfort des täglichen Lebens, aber ich weiß nichts mit ihm anzufangen, die kleinste Kleinigkeit wird zum Problem: wie frankiere ich meine Briefe? Und wo sind sie einzuwerfen? Dieses Hägel schlagen neben dem Aufzug, diese hellen Blitze, ich hielt sie beinahe schon für Halluzinationen. Hinter einer Glasplatte fallen Briefe von der 25. Etage bis in die Tiefen des Kellergeschosses; das ist der Briefkasten. Bei dem Zeitungshändler steht ein Automat, der Briefmarken ausspuckt.

Ich gehe in den Friseursalon, und dort fühle ich mich schon etwas heimischer. Diese Salons gleichen sich in allen Städten, die ich kenne: es ist der gleiche Geruch, es sind die gleichen metallischen Trockenhauben – die Kämme, Puderquasten und Spiegel sind völlig unpersönlich. Den Händen überlassen, die meinen Schädel massieren, bin ich schon kein Phantom mehr, zwischen diesen Händen und mir besteht eine lebendige Verbindung – das ist wirklich mein eigenes, lebhaftes Ich. Aber selbst dieser Augenblick ist nicht völlig alltäglich. So muss ich zum Beispiel dem jungen Mädchen, das mich frisiert, nicht die Haarnadeln, eine um die andere,

reichen: sie kleben an einem Magneten, den das Mädchen am Handgelenk trägt, und ein Magnet zieht sie auch wieder heraus, wenn die Haare wieder trocken sind. Dieses kleine Spiel entzückt mich.

»So viele winzig kleine Überraschungen verleihen den ersten Tagen einen ganz besonderen Reiz.«

Alles entzückt mich, sowohl die unvorhergesehenen als auch die vorgesehenen Visionen. Ich wusste nicht, dass in den eleganten Vierteln vor den Häusern grünliche Baldachine, jeweils mit einer dicken Nummer versehen, bis auf den Gebsteig hinausragen und auf diese Weise irgendeinen Empfang anzeigen. Ein Portier steht auf der Schwelle, so dass jedes Haus einem Hotel oder einer Bar ähnelt. Auch der Hauseingang ist von betretenen Portiers bewacht und gleicht dem Empfangsraum eines Palast-Hotels. Den Fahrstuhl bedient ein Angestellter: nicht ganz leicht, heimliche Besucher zu empfangen. Andererseits sah ich im Kino oft Häuser ohne Portier, so wie in Frankreich in der Provinz. Man geht durch eine erste Glastür und stößt auf eine Reihe von Klingeln, eine für jeden Mieter; jeder hat auch seinen Briefkasten. Man klingelt, und jetzt öffnet sich eine zweite Glastür. Ich habe auch die breiten, flachen Klingelknöpfe wiedergefunden, die mir im Film aufgefallen waren, ebenso den dumpfen Klang, dumpfer als die französischen Klingeln. Was mich verwirrt, ist: dass diese Filmaufmachung, an die ich nie recht hatte glauben wollen, tatsächlich wahr ist.

Nichts langweilt mich. Gewiss, dieses geschäftliche Mittagessen in einem Restaurant der 40. Straße ist absolut freudlos; mit seinen Teppichen, Spiegeln und Kronleuchtern gleicht dieses elegante Lokal einem Teesalon in einem Warenhaus, und selbstverständlich ist es überheizt. Aber mein Martini, mein Tomatensaft schmeckt nach Amerika: auch dieses Essen hat immer noch etwas Weihevoll.

Aber auch für diesen Reiz muss man bezahlen, und die Fremdheit, jeden einzelnen Augenblick verwandelt, stellt mir Fallen. Es ist schönes Wetter und ich will am East River entlang spazieren gehen. Aber der *drive*, jener breite, erhöhte Fahrdamm längs des Flusses, ist nur für Autos reserviert. Ich versuche zu mogeln und gehe hart an der Mauer entlang. Aber es ist schwer, in Amerika zu mogeln; das Räderwerk greift präzise ineinander, es dient dem Menschen – vorausgesetzt, dass dieser sich gefügig einordnet. Auf dieser

»Aber mein Martini, mein Tomatensaft schmeckt nach Amerika.«

Art von Autorennbahn sausen die Wagen im Sechzig-Meilen-Tempo gefährlich dicht an mir vorbei. Am Ufer ist ein Platz für Fußgänger, die dort spazieren gehen, aber es scheint unmöglich, dorthin zu gelangen. Ich nehme einen Anlauf, erreiche die Linie, die die beiden entgegengesetzten Ströme trennt, dort aber muss ich lange stehen, aufgepflanzt wie ein Kandelaber, und abwarten, bis eine kleine Lücke mir gestattet, diesen Leidensweg zu vollenden. Eine Einfassung muss ich noch überspringen, ehe ich in Sicherheit bin. Unter mei-



nem Wintermantel, der für diese Sonne zu schwer ist, bin ich erschöpfter als nach einer Bergsteigung. Einige Augenblicke später werde ich gewahrt, dass es Passagen für Fußgänger unter dem *drive* gibt und dass auch Brücken über ihn hinwegführen.

Der Fluss riecht nach Salz und Gewürzen. Menschen sitzen auf Bänken in der Sonne: Pennbrüder und Neger. Kinder auf Rollschuhen gleiten über den Asphalt, rennen gegeneinander an, schreien. Am Rand des *drive* werden billige Wohnhäuser gebaut. Diese gewaltigen, sich nach oben verjüngenden *buildings* sind hässlich. Aber weiter hinten sehe ich die hohen Türme der Stadt und jenseits des Flusses Brooklyn. Inmitten des Krachs der Rollschuhe setzte ich mich auf eine Bank, ich sehe nach Brooklyn hinüber und fühle mich glücklich. Brooklyn existiert, auch Manhattan mit seinen Wolkenskratzern, und am Horizont das ganze Amerika. Ich selbst existiere nicht mehr. So ist es. Ich begriffe, was ich hier gesucht habe: diese Fülle, die man nur in der Kindheit oder in der ersten Jugend kennt, wenn man sich selbst zugunsten anderer Dinge einmal völlig ausschalten kann.

Ich bin lange gelaufen. Als ich an die Brücke kam, war die Sonne ganz rot, das Gitterwerk der metallischen Brücke stand gegen den flammenden Himmel. Durch das Eisennetz hindurch sah ich die hohen, viereckigen Türme der Battery; der horizontale Schwung der Brücke, der vertikale Höhenflug der Wolkenskratzer, welch ein Stelldichein! Und ein glorreiches Licht krönte diese kühne Vision.

Ich habe um 18 Uhr eine Verabredung in *Plaza*, 59. Straße. Ich steige zur Hochbahn hinauf, sie ist rührend wie ein Erinnern, kaum breiter als eine Schmalspurbahn in der Provinz; die Wände sind aus Holz, man könnte meinen: eine Haltestelle auf dem Land. Auch die Drehtür ist aus Holz, aber sie dreht sich automatisch – kein Angestellter: man passiert sie mit Hilfe eines Nickels, jenes magischen Geldstücks, das die Telefonapparate in Bewegung setzt und auch die Türen jener stillen Klausen öffnet, die man hier schamhaft *restrooms* nennt. In Höhe der ersten Etage fahren wir über die Bowery dahin. Wir sausen an den Stationen vorbei – da ist schon die 14. Straße, dann die 35., die 42. – ich warte auf die 59., aber wir fliegen an ihr

vorbei; 70., 80. Straße, wir halten gar nicht mehr. Unter uns sind alle Lichter entzündet, das ist wieder jenes nächtliche Fest, das ich aus Himmelshöhen sah: Kinos, Bars, *drugstores*, Karusselle. Ich fliege durch einen wunderbaren Lunapark und selbst die kleine Hochbahn ist eine Jahrmarktsattraktion. Wird sie noch einmal halten? Wie groß ist doch New York ...

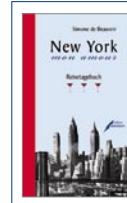
Ermüdet, durcheinandergebracht und betäubt von so vielen Entdeckungen und Irrtümern, setze ich mich an die Bar des *Plaza*, zu meinem Glück hatte man auf mich gewartet. Der Martini bringt mich wieder zu mir. Der schwarze Eiche möblierte Saal ist überheizt, überfüllt. Ich sehe mir die Leute an. Überraschend sind die Frauen. Auf ihren gepflegten, in tadelloser Wellen gelegten Haaren tragen sie wahre Blumenbeete und Vogelhäuser. Die meisten Mäntel sind aus Nerz, die umständlich drapierten Kleider sind mit glänzenden Palletten überhäut und mit schweren, wert- und phantasielosen Edelsteinen besetzt. Alle tragen weit ausgeschnittene Schuhe mit sehr hohen Absätzen. Ich schäme mich meiner Schweizer Schuhe mit Crêpesohlen, auf

die ich so stolz war. Ich habe an diesem winterlichen Tag auf der Straße nicht eine einzige Frau mit flachen Absätzen gesehen; keine hatte den freien, sportlichen Gang, den ich bei den Amerikanerinnen erwartete. Alle tragen Seide, keine Wolle, alle tragen Federn, kleine Schleier, Blumen, Putz. Zuviel Schmutz, zu viele Spiegel und Behänge; zum Essen zu viele Sofas und zu viel Sirup, und überall zu viel Hitze. Auch der Überfluss ist eine Geißel.

»Der Scotch ist einer der Schlüssel zum Herzen Amerikas.«

Wenn ich mit Franzosen zusammen bin, empfinde ich dieselbe Enttäuschung wie in meiner Kindheit in Gesellschaft meiner Eltern: nichts war völlig wahr – zwischen den Dingen und mir stand eine Glaswand, die Vögel schienen im Käfig zu sitzen, die Fische schwammen im Aquarium und die Schimpansen waren ausgestopft. Und ich wünschte doch so sehr, die Welt in Freiheit zu sehen ... Ich mach mir nichts aus Whisky, nur die Glasstäbchen, mit denen man ihn aufrührt, habe ich gern. Aber gefügig trinke ich bis 3 Uhr morgens Scotch, denn der Scotch ist einer der Schlüssel zum Herzen Amerikas. Und ich will dahin gelangen, die Glaswand zu zertrümmern.

»Trotz aller Bücher, die ich gelesen habe, trotz aller Filme, Fotos und Berichte – in meiner Vergangenheit ist New York eine sagenhafte Stadt: und zwischen Wirklichkeit und Legende gibt es keine Verbindung.«



Simone de Beauvoir
New York, mon amour
Reisetagebuch
Herausgegeben von Susanne Nadolny
Mit Fotos von Andreas Feininger.
192 Seiten, Halbleinen
ISBN 978-3-86915-032-1, € 19,80/sfr 30,50
Ein bibliophiler Band, der die amerikanische Kultur der Nachkriegsjahre noch einmal aufleben lässt.
Die Zeit



Vor der Abreise posieren die beiden Frauen mit dem Ford, Juni 1939

sich auf der Straße nur noch im Schleier zeigen. Waren die Ansätze zur Freiheit vergessen, die wenigen Wochen des Jahres 1929 aus dem Gedächtnis der Frauen verschwunden?

Als wir einmal Gäste eines jungen, aufgeschlossenen und klugen Gouverneurs irgendwo im Norden waren, wagte Ella die Frage. Unser Gastgeber hatte viel Verständnis für die Notwendigkeiten des afghanischen Staates gezeigt und hatte davon gesprochen, wie der Bau von Straßen das Land dem Verkehr öffnen werde, wie dann Industrien eingeführt, aber auch Schulen und Spitäler eingerichtet würden. Konnte man die Frauen von solch einem Programm des Fortschritts ausschließen? Muss-

ten sie nicht teilnehmen am neuen Leben und befreit werden aus der abstumpfenden Beschränktheit ihres Daseins? Der Gouverneur antwortete ausweichend. Als wir höflich fragten, ob wir seine Frau besuchen dürften, sagte er zwar zu, fand dann aber eine Ausrede.

Erst in Kaisar, einem kleinen Oasenort in der nördlichen Provinz Turkestan, wurden wir zu unserer nicht geringen Überraschung von »Hakim Saib«, dem Herrn Bürgermeister selbst ohne viel Umstände durch ein Pförtchen in den inneren Garten seines Hauses geführt, dem Garten seiner Frau und Töchter. Zwei junge Mädchen in Sommerkleidern, das dunkle Haar von luftigen, zarten Schleiern eingehüllt, kamen uns lächelnd entgegen. Sie waren beide auffallend schön, und schön war auch die stattliche, ernst und freundlich blickende Mutter, die uns unter den großen Bäumen begrüßte, wo Teppiche ausgebreitet waren. Dort spielten auch die Kinder, jüngere Geschwister, und das blonde Bübchen der Schwiegertochter Sarah. Ihr zweites Kind schlief in einer Hängematte im Schatten. Ein wenig abseits, unter dem Vordach des einfachen Leh-

hauses, stand der Samowar; man brachte uns zuerst ein Waschbecken und Handtücher, dann Tee und Früchte. Eine Stunde später folgte der Palaw. Die Mutter aß mit uns nach europäischer Manier am Tisch. Die Töchter bedienten uns und aßen dann mit den Kindern auf dem Teppich, alle aus der gleichen riesigen Reisschüssel – und mit den Fingern. Zuletzt assen die Dienerinnen die reichlichen Reste. Während die Familie des Hakim die schönen und strengen Gesichtszüge der Afghanen hatte, waren die Dienerinnen offenbar mongolischer Rasse, vielleicht Turkmeninnen oder Usbekinnen.



Im Frauengarten des Hakim. Die usbekische kleine Dienerin Hamita, August 1939

Nach dem Essen brachte man uns seidene Matratzen und Moskitonetze; aber wir kamen nicht dazu,



Mazar-i-Sharif, »San Marco von Afghanistan-Turkestan«, August 1939

uns auszuruhen. Obwohl die Mädchen kaum ein Wort französisch kannten und wir nur ein paar Brocken persisch, unterhielten wir uns doch ganz lebhaft. Sie brachten uns einen hellblauen Seidenstoff und eine Schere und wollten, dass wir ihnen ein Kleid zuschnitten. Wir wagten uns aber nicht daran und versprachen, ihnen von Kabul französische Zeitschriften mit Schnittmustern und Modebeilagen zu schicken. Kabul war für die Frauen von Kaisar schon die grosse Welt, die Zivilisation. Und doch waren sie – zuhause natürlich – im Lesen und Schreiben unterrichtet worden und wussten, wo Indien, Moskau, Paris lag, ja sogar die Schweiz war ihnen ein Begriff. Aber sie hatten nie eine Reise gemacht. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass sie jemals weiter gelangen würden als bis nach Mazar-i-Sharif, der Hauptstadt von Afghanistan-Turkestan. Hatten sie überhaupt den Wunsch, die Welt kennenzulernen, ein anderes Leben zu führen? Oder würden sie immer im schattigen von hohen Lehmmauern umschlossenen Garten von Kaisar bleiben, unter der patriarchalisch strengen Aufsicht ihrer Mutter und Herrin?

Gegen Abend, als es ein wenig kühler wurde, ließ uns der Hakim rufen. Der kleine blonde Yakub durfte uns bis zum Auto begleiten; die Mädchen aber blieben an der Gartenpforte zurück.

Es waren zweifellos kluge, ja begabte und anmutige Mädchen. Wir erinnerten uns an ihr Lächeln, an ihren wachen und freundlichen Gesichtsausdruck. Nur die junge Schwiegertochter hatte manchmal herb und fast böse dreingesehen, während sie ihren Säugling aus der Hängematte nahm und ihm die Brust gab. Sie war hier, in der Familie ihres Gatten eben doch unter Fremden, hatte keinen eigenen Haushalt und hatte keinerlei Freiheit und Rechte.

Wenn diese Mädchen den Garten verließen, trugen sie den Tschador – und sahen die Welt draußen nur durch das durchbrochene Gitterchen, das ihr Gesicht neugierigen Männeraugen verbarg.

Ein solches Leben konnten wir uns kaum vorstellen. Aber waren diese Frauen etwa besonders unglücklich? – Man kann nur begehren, was man kennt. Und was es richtig, nötig, sie zu bilden und aufzuklären, und ihnen den Stachel der Unzufriedenheit zu geben? – Aber wir lernten bald, dass diese Frage sich gar nicht stellt. Afghanistan entwickelt sich heute nach jenen fatalen Gesetzen, die man Fortschritt nennt und deren Verlauf man nicht aufhalten kann. Als wir von Kabul aus die versprochenen Schnittmuster nach Kaisar schickten, leisteten wir auch einen winzigen Beitrag zu den Folgen dieser Gesetze. Wir bekämpften den Tschador! –



Annemarie Schwarzenbach
Orientreisen
Reportagen aus der Fremde

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Walter Fähnders
192 Seiten, Abb., Halbleinen, ISBN 978-3-86915-019-2, € 19,80/sFr 30,50

Annemarie Schwarzenbachs Reisen in den Jahren 1933 bis 1940 führen sie durch Anatolien, zu den Ruinen von Persepolis, nach Bagdad oder Teheran, in die Wüsten Turkestans und die Höhen des Hindukusch. Ihre Beschreibungen der Reize orientalischer Landschaften und Städte faszinieren durch eine authentische und bildhafte Sprache.

»Eine Philosophie und Poetik des Reisens.« Sabine Peters, Basler Zeitung



MFK Fisher
Köstliche Jahre
Eine Amerikanerin im Herzen Burghunds

Die Erinnerungen der Grande Dame der Reise- und Gourmetliteratur an die frühen unbeschwerten 1930er Jahre in Dijon sind ein authentisches Portrait echter französischer Lebens- und Esskultur.

»MFK Fishers Stärke liegt in der Beschreibung; ihre Bücher sind eine Melange aus Kochbuch und Länderkunde. Ein Buch, das auf jeder Seite zum Weiterlesen verführt.«

Gerov v. Randow, Die Zeit



Emily Hahn
Shanghai Magie
Reportagen aus dem New Yorker

Offi ironisch, mit feinem Humor und untrüglichem Gespür für die Dramaturgie ihrer Gedächtnisse lässt Emily Hahn uns teilhaben an dem Lebensgefühl einer Stadt, die sich ständig wandelt.

»Ein wiedergefundener Schatz und richtig tolle Shanghai-Lektüre.« Ruth Dickhove, WDR 5, »Bücher

Auf Landart

Ein Kochkrimi aus der badischen Toskana, in dem die Todesfälle so üppig prasseln wie Fallobst und nach ländlicher Sitte gekocht wird. Ein Auszug

Judith kehrt aus der Grafstadt nach Östringen, dem Ort ihrer Kindheit, zurück. Ihre Halbschwester Marie hat das idyllische Städtchen im Kraichgau nie verlassen. Auf den Spuren ihrer Vergangenheit – die Schwestern verbindet ein dunkles Geheimnis – trifft Judith auf eine verschworene Gemeinschaft politischer Intrigen und bürgerlicher Doppelmoral.

Marie schien verärgert zu sein, als Judith von ihrem Besuch erzählte. »Wir hätten doch erst einmal auf eigene Faust nachforschen können. Vielleicht hat dieser, wie heißt er doch gleich...?«

»Herr Hauser, von Haus aus Forstwirtschaftler.«

»... ist mir egal«, sagte Marie und fuhr nervös, mit den Fingernägeln schnippend, fort: »Aber vielleicht ist da ja etwas dran. Hat nicht unser Cousin, der Vater öfters mit seinem Traktor ausgeholfen hat, immer wieder vor Windbruch gewarnt und auch davor, dass der alte Birnbaum für Autofahrer ein unwägbares Risiko wäre. Du erinnerst dich doch an den beruhten gekackelten Ast.«

Judith biss sich auf die Lippe. »Davon weiß ich nichts. Aber ich hatte sowieso die Absicht, am Sonnabend mal im Besenstüble vorbeizugehen. Hast du nicht Lust mitzukommen?«

Sie sah, dass Marie für einen kurzen Moment alle Farbe aus dem Gesicht wich. Judith konnte sich denken, was in Marie vorging, da



in der Straußwirtschaft das Beerdingessen des Vaters stattgefunden hatte. »Nur für ein Stündchen.«

»Ich habe zu tun.« Maries abweisende Haltung ließ kein weiteres Drängen zu.

»Gut, wenn die Sache so stand, dann konnte sie ja auch das mit dem Grab loswerden.« »Propos, was ich dich gestern schon fragen wollte. Hast du vor, das Grab neu zu bepflanzen? Es war ziemlich durchwühlt.«

Marie schaute Judith durchdringend an und suchte mühsam atmend nach ihren Zigaretten. Immer wieder brachte sie die Schwester in Rechtfertigungssituationen. »Hier, nimm eine von meinen.« Judith schob ihr die Packung über den Tisch.

»Das ist nicht meine Marke. Was willst du überhaupt mit deiner ganzen Rumfragererei erreichen? Du rennst, ohne mir etwas zu sagen, aufs Rathaus. Du erzählst mir, das Grab wäre in Unordnung, wo du dich selbst noch nie auch nur um irgendetwas anderes als um dich gekümmert hast! Ich habe auf meine Kosten Mutters

Namen hinzusetzen lassen. Ist dir das schon aufgefallen? Nein, sicherlich nicht, denn du hast nur Augen für dich und dein besuchertes Ego. Lass mich in Frieden mit deiner Unruhestiferie!«

Damit knallte Marie die Tür hinter sich zu und Judith hörte sie im Bad hantieren. Bald darauf fiel auch die Eingangstür ins Schloss. Sie hätte sich ohrfreigen können. Kannte sie doch Maries Launen zu gut. Wie konnte sie auch nur einen Moment glauben, Marie sähe diese Dinge jetzt anders oder hätte sich in dieser Hinsicht gar geändert? Aber hatte sie sich selbst denn geändert? Hatte sich irgendjemand in ihrer Familie je geändert? Vater? Mutter? Nein! Sie waren alle bis zum bitteren Ende stur ihren Weg gegangen. Einen Weg, der aus heutiger Sicht kein Ziel erkennen ließ. Als wären sie alle in ein Leben hineingeschlittert und dann einen Abhang hintergerast. Immer schneller und schneller. Würde man im Alter den Seinen nicht immer ähnlicher? In den Gesichtszügen, den Gesten, der Haltung?

Sie schaute auf die Uhr. 13 Uhr. Von 14 bis 19 Uhr würde Marie im Laden arbeiten. Sie dehnte ihre schmerzende Nackenmuskulatur. Das Wetter war in diesem September, trotz einiger Regenschauer, noch sehr warm, nahezu heiß. Wann war sie das letzte Mal schwimmen gewesen? Als Kind konnte sie gar nicht lange genug

im Wasser sein. Mit Chlor in den Augen, den Ohren und auf der Haut. Rasch packte Judith ein paar Badesachen zusammen. Maries Fahrrad stand im Hof.

Als Judith die Badeanstalt, gut einen Kilometer vom Ort entfernt, betrat, wollte sie sofort wieder umkehren. Was sie als Kind mit freudiger Erregung erfüllt hatte, schreckte sie jetzt ab. Das Bad war brechend voll. Sonnenhungrige Menschen in allen Altersstufen. Auf den Liegewiesen lag Handtuch neben Handtuch. Und auf dem Sprungturm standen bibernde, blauviolettlippige Jungs Schlange. Das lustvolle Gekreische gerann in ihren Ohren zum Dröhnen eines Wespenschwarms.

Sie setzte sich auf eine Bank und beobachtete einen Lehrer, der seiner Klasse vom Beckenrand Anweisungen erteilte. Gerade tauchte ein Junge mit einem dicken Gummiring auf. »Der nächste bist du, Neo«, hörte sie den Lehrer rufen. Der Junge mit dem Namen Neo tauchte ab. Der Lehrer stoppte die Zeit: »Einmündswanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig...« Neos Kopf erschien prustend auf der Wasseroberfläche.

»Sehr gut, das war die beste Zeit bis jetzt.« Der nächste Tauchvorgang musste unterbrochen werden, da der vorbekommende Bademeister mit dem Lehrer ein paar Worte wechselte.

Collection LaVie die Reihe, die aus dem Leben schöpft

In der Reihe Collection LaVie schreiben Frauen über das, was sie bewegt. In Romanen, Biografien, Autobiografien oder Reiseberichten erzählen sie von ihren Erfahrungen und Erlebnissen. Hinter jedem Buch steckt eine spannende Lebensgeschichte.

Sie starrte auf die weiße Badehose und das Rippenunterhemd und fühlte, wie sie jäh von einer lähmenden Furcht ergriffen wurde. Die dunkel gebräunte Haut, das waschmittelgebleichte Weiß der unter einem Schmerzbauch hängenden Hose und diese sonnenengelechte Stimme, die ihr klebrig ins Ohr kroch: »Mädchen wie du wollen Abenteuer erleben, ich kann das gut verstehen. Komm doch heute Abend zur Kasse, ich habe ein Geschenk für dich. Aber erzähle es keinem, das bleibt unser Geheimnis. Abgemacht?« Lebte der also auch noch! Dieser widerliche Fummler.

Marie ließ sich am Abend von ihrem schwertlichen Zerwürfnis nichts mehr anmerken. Als Judith die Küche betrat, begrüßte Marie sie mit den Worten »Das Essen ist gleich fertige und plauderte munter drauf los.« Es gibt Walnusssoße mit schwarzen Oliven – ich nehme kernlose, das erspart das mühselige Entkernen. Die Zubereitung ist denkbar einfach: Zwiebeln schälen und kleinhacken, dann das Olivenöl erhitzen und die Zwiebel darin dünsten. Eine Chilischote und zerhackte Nüsse hinzufügen und etwa fünf Minuten köcheln lassen.

Danach alles pürieren. Nimm einfach den Zauberstab. Dann wieder in den Topf geben, gehackte Petersilie einrühren und etwa 1/8 l Weißwein, trockenem natürlich,



Elvira Richter
Auf Landart
Roman

280 S., Klappenbroschur
€ 18,- /sFr 27,90
ISBN 978-3-86915-020-8

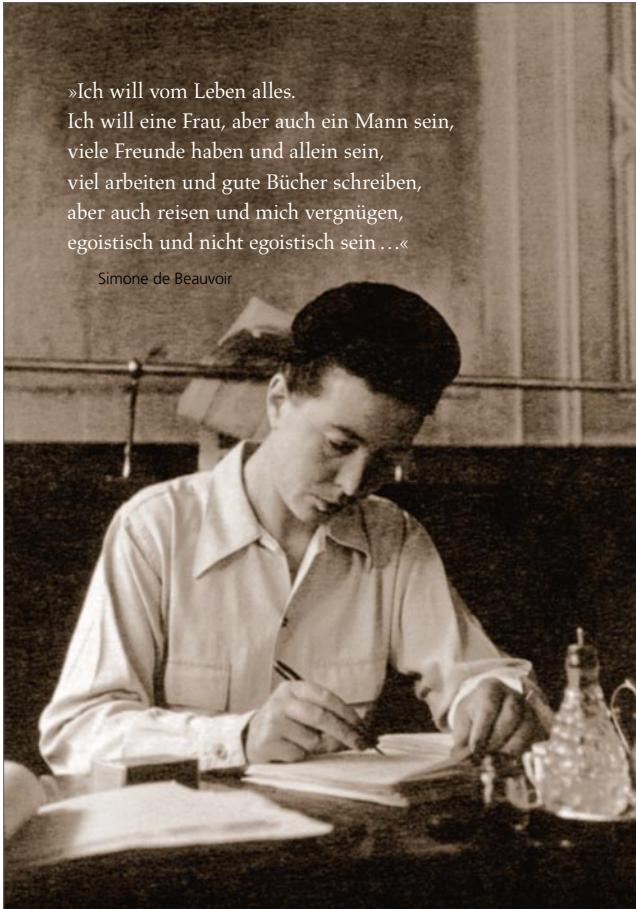
zugießen. Das Ganze erhitzen und die Soße leicht einkochen lassen. Mit Salz und Pfeffer abschmecken und zum Schluss die Oliven darin erwärmen. Und fertig ist die dunkle Soße. Als Pasta gibt es heute Strozzapreti, zu gut deutsch: Priesterwürste. Was hältst du von einem spritzigen Weißburgunder, hier aus der Gegend? Rotwein erscheint mir etwas zu schwer. Die Soße ist schon üppig genug.«

Marie wogte den Kopf. »Müssen sie auch nicht. Aber einige wenige Soßenrezepte sollte man immer in petto haben, denn Pasta allein ist fad. Pasta dient nur einem Zweck: sie soll die Sauce zum Gaumen transportieren.«

Marie wiegte den Kopf. »Müssen sie auch nicht. Aber einige wenige Soßenrezepte sollte man immer in petto haben, denn Pasta allein ist fad. Pasta dient nur einem Zweck: sie soll die Sauce zum Gaumen transportieren.«

»Ich will vom Leben alles.
Ich will eine Frau, aber auch ein Mann sein,
viele Freunde haben und allein sein,
viel arbeiten und gute Bücher schreiben,
aber auch reisen und mich vergnügen,
egoistisch und nicht egoistisch sein ...«

Simone de Beauvoir



Eine schöne Geschichte

Eine Begegnung mit der französischen Schriftstellerin Simone de Beauvoir.

Von Susanne Nadolny

Ich ging noch zur Schule, als ich zum ersten Mal von Simone de Beauvoir hörte. Im Leistungskurs Französisch fiel ihr Name, als das Thema »Frauenemanzipation« behandelt wurde, das zwar nicht auf dem Lehrplan stand, unserer Lehrerin, einer kleinen, energischen Bretonin, jedoch sehr am Herzen lag. Wir mochten Madame K., aber zugleich fürchteten wir ihr unerbittliches Nachfragen, wenn es ihr partout nicht gelingen wollte, uns träge Halbwüchsige mit feministischem Gedankengut wachzurütteln. Es interessierte uns äußerst wenig, ob »die Tatsache, dass wir Frauen sind, unser Leben beeinflusst hatte«. Wir fühlten uns nicht benachteiligt, nicht unterlegen, nicht unterdrückt. Gleichberechtigung? Befreiungskampf? Das »Reizthema« war Geschichte, jedenfalls für uns, mochten die meisten von uns zu Hause auch eine eher traditionelle Rollenverteilung vorfinden. Selbstverständlich würden wir es einmal anders machen. Bei dieser Meinung blieb ich und Lila wurde erst viele Jahre später meine Lieblingsfarbe.

Inzwischen weiß ich zu benennen, was mir wiederfuhr. Die Literaturwissenschaftlerin Toril Moi nennt es in ihrem Buch *Simone de Beauvoir – Die Psychographie einer Intellektuellen* den »Gleichheitsmythos«. Frauen, denen das Recht auf Ausbildung und freie Berufswahl selbstverständlich erscheint, füh-



kleidete Lehrerin, die anstelle der älteren Fräuleins plötzlich in ihrem Klassenraum auftauchte und mit beängstigender Geschwindigkeit über Philosophie dozierte, geradezu glamourös erschien. Jeder, der Simone de Beauvoir persönlich kannte und ihr Aussehen beschrieb, hob ihre klassische Schönheit hervor, ihre strahlenden blauen Augen, die einen reizvollen Kontrast zu ihrem rotbraunen Haar bildeten. Sie kleidete sich mit Vorliebe weiblich, studierte mitunter sogar angeregt Modejournale und – ihre Hände waren stets manikürt und lackiert. Wenn sie ihr Äußeres dann doch wieder über ihrer Arbeit vergaß, konnte es durchaus passieren, dass Lebensgefährtin Jean-Paul Sartre sich weigerte, mit ihr auszugehen, weil ihre Strümpfe voller Laufmaschen waren ...

Der Feminismus ist mit den Jahren ein wenig aus der Mode gekommen. Das Wort Emanze mögen heute oft nicht mal mehr diejenigen hören, die damals mit Begeisterung die lila Latzhose trugen. Kein Wunder, wird der Begriff doch häufig als Synonym für »vertrocknete alte Jungfer« oder »hässlicher Blaustrumpf« verwendet. Beides war Simone de Beauvoir ganz sicher nicht. Dabei mochte sie Lila ganz gern, sie bevorzugte allerdings schicke Seidenblusen, wie sich ehemalige Schülerinnen Simone de Beauvoirs erinnern, denen die blutjunge, dezente geschminkte und farbenfrohe ge-

»Mein wichtigstes Werk ist mein Leben.«

Ich erinnere mich nicht, wann genau ich das allererste Buch von Simone de Beauvoir las. Den vergilbten Taschenbuch-Ausgaben in meinem Bücherschrank zufolge noch in den frauenbewegten Siebziger. Offensichtlich hatte mich unser erstes Zusammentreffen mehr neugierig gemacht als abgeschreckt. *Sie kam und blieb* war ein »Roman aus dem erregenden Milieu der Pariser Bohèmes«, wie auf dem Buchrücken zu lesen war, und zufällig das Erst-

lingswerk der Autorin. Das Buch fesselte mich sogleich. Unverhofft stieß ich darin auf Fragen, die auch ich mir seit geraumer Zeit stelle, ohne dass ich sie hätte formulieren können. Wie viel Freiheit gibt es tatsächlich in der Liebe? Und sind die Menschen äußerster Freiheit überhaupt gewachsen?

Nicht alles, was ich in der Folge von der französischen Schriftstellerin las, begeisterte mich gleichermaßen. Enttäuscht legte ich *Die Welt der schönen Bilder* zur Seite, in der gar nicht intellektuelle, konsumgeplagte „moderne“ Frauen über nichts anderes redeten als über Fernseher und Waschmaschinen, über Schönheitsoperationen und Figurprobleme. Abwechslung in ihr ideologieloses Dasein brachten allenfalls die Seitensprünge – die eigenen ebenso wie die ihrer Ehemänner. Diese Art von Heldinnen war mir damals fremd. Wenn mich diese Welt nicht sonderlich fesselte, so faszinierte mich Simone de Beauvoirs »Roman in drei Erzählungen« *Eine gebrochene Frau* umso mehr, auch wenn ich die Atmosphäre der Geschichten als ungemein bedrückend empfand: tragische Heldinnen, alternende Frauen, deren selbstbetriegerische Welt plötzlich in sich zusammenstürzt. Hatte ich mich auf der Schule mit Simone de Beauvoirs bahnbrechender Studie über Sittlichkeit und Sexus der Frau *Das andere Geschlecht* schon schwer getan, so vermochte ich dem Thema Alter und Tod noch viel weniger abgewinnen. Dazu bedurfte es wohl eines runden Geburtstages, der mich nicht weniger beeindruckte als seinerzeit Simone de Beauvoir.

Dafür las ich ein anderes ihrer Bücher gleich mehrfach hintereinander, denn »etwas war mir passiert. Plötzlich fand ich mich in Amerika wieder und hatte mich Hals über Kopf in einen leicht neurotischen Schriftsteller verknallt. Es störte mich wenig, dass die Protagonistin des Romans *Die Mandarins von Paris* doppelt so alt war wie ich zum Zeitpunkt der

»Eines Tages habe ich mir gesagt: Ich bin vierzig Jahre alt! Als ich mich von diesem Staunen erholt hatte, war ich fünfzig. Die Betroffenheit, die mich damals überfiel, hat sich nicht gegeben. Ich kann es nicht glauben.«

»Wenn ich über die Geschichte meines Lebens nachdenke, befinde ich mich immer diesseits oder jenseits einer nie vollendeten Sache. Nur meine Gefühle habe ich in ihrer ganzen Fülle erlebt.«



Lektüre. Nicht Anne, sondern ich erlebte diese »herrlich kitschige Liebesgeschichte«. Nie habe ich ungemein bedrückend empfand: tragische Heldinnen, alternende Frauen, deren selbstbetriegerische Welt plötzlich in sich zusammenstürzt. Hatte ich mich auf der Schule mit Simone de Beauvoirs bahnbrechender Studie über Sittlichkeit und Sexus der Frau *Das andere Geschlecht* schon schwer getan, so vermochte ich dem Thema Alter und Tod noch viel weniger abgewinnen. Dazu bedurfte es wohl eines runden Geburtstages, der mich nicht weniger beeindruckte als seinerzeit Simone de Beauvoir.

Als ich Anfang der achtziger Jahre als junge Studentin eine Zeit lang in Paris lebte, wohnte ich dort, ohne

es zu wissen, ganz in der Nähe der Schriftstellerin. Inzwischen kannte ich Simone de Beauvoirs Werk sehr genau. An der Universität hatte ich Seminare besucht, Hausarbeiten geschrieben und mich intensiv mit ihrer Biografie beschäftigt. Ich wusste, dass sie Romane über Dreiecksbeziehungen und selbst eine Art »Vielecksbeziehung« mit dem Philosophen Jean-Paul Sartre gelebt hatte, die mehr als nur einer Generation als Modell einer freien Liebe erschienen war. Ich mochte die Schriftstellerin Simone de Beauvoir, aber vor allem begeisterte ich mich für die Frau, die sich entschieden hatte, ihr Leben auf ganz



und gar unkonventionelle Art und Weise zu führen, frei und unabhängig und, wie mir schien, nur ihren eigenen Regeln verpflichtet. Auf Fotografien, die ich gesehen hatte, wirkte Simone de Beauvoir

kühl und distanziert, ihre Frisur streng, der Kragen hoch geschlossen. Ihre Stimme soll einen ungewöhnlich rauhen Klang gehabt haben und wenn es jemand wagte, sie bei ihrer Arbeit, dem Schreiben, zu

stören, konnte sie ausgesprochen böse werden. »Ein ausschließlich intellektuelles Leben« hatte unter einem dieser Bilder gestanden. Viele Jahre später sah ich andere Fotos, Bilder einer lachenden, strahlend schönen Frau mit offenem Haar und bunten Kleidern, Bilder, die sie glücklich und entspannt an der Seite des amerikanischen Schriftstellers Nelson Algren zeigten. Dass Simone de Beauvoir ein Mensch aus Fleisch und Blut sein könnte, eine lebensfrohe und sehr vitale Frau, dabei nicht frei von Ängsten und Widersprüchen, die zu einem Leben, auch dem ihren, nun einmal dazugehörten, kam mir



damals kaum in den Sinn. *La Beauvoir* war ein Mythos und auf gar keinen Fall ein Mensch wie du und ich, den man einfach so auf der Straße trifft.

Dabei hätte ich ihr auf meinen Streifzügen durch Montparnasse und Saint-Germain jederzeit begegnen können. In diesem Teil von Paris hatte Simone de Beauvoir ihr ganzes Leben verbracht, hier lebte sie noch immer, und genau hier lebte jetzt auch ich. Im *Jardin du Luxembourg* sah ich den Kindern zu, die in dem großen Wasserbecken ihre Schiffe segeln ließen, und dachte an die kleine dickköpfige Simone, die hier Jahrzehnte zuvor mit ihrem Reifen gespielt hatte. Auf einem der Eisenstühle,

die zum Verweilen einladen, fand ich mein Baguette und träumte in der Sonne von einem Leben, das ich mir noch nicht vorzustellen vermochte.

Von Simone de Beauvoirs Memoiren hatte mir der erste Teil, die *Memoiren einer Tochter aus gutem Hause* am besten gefallen. Dieses Buch pflege ich heute mit Vorliebe braven jungen Frauen ans Herz zu legen, die ich mit unerschütterlichem missionarischen Eifer auf den unkonventionellen Weg zu bringen hoffe. Die drei anderen prall gefüllten Bände hatte ich ebenfalls verschlungen,



wenngleich ich zugeben muss, dass sie mich an einigen Stellen so gelangweilt hatten, dass ich etliche Seiten überschlug, etwa wenn die Autorin mit großer Detailfreude Reisen und Lektüren beschrieb oder sich in endlosen Passagen in Erklärungen verlor, die mir allzu larmoyant erschienen. Trotz meines – mehr oder weniger – eingebildeten »Insider-Wissens« machte ich mir keine genaue Vorstellung davon, wie Simone de Beauvoir zu jener Zeit lebte, als ich nach Luftlinie geschätzt einen knappen Kilometer von ihr entfernt wohnte. Sie war zu dieser Zeit Anfang siebzig und ich nahm wohl kaum an, dass sie noch immer in einem einfachen Hotel hauste und ihre Tage im *Café Dôme* oder im *Flora*

verbrachte, wie sie es während des Krieges und noch Jahre danach gesucht hatte. Jeden Morgen war sie als eine der Ersten erschienen, um sich einen Platz in der Nähe des Offens zu sichern. Hier hatte sie ihre Romane und philosophischen Essays geschrieben und Hunderte von Briefen verfasst. In Anbetracht ihres fortgeschrittenen Alters traute ich ihr dieses Leben einer Bohémienne, von dem ich mir eine sehr genaue und ganz sicher

»Mein Leben würde eine schöne Geschichte sein.«



falsche Vorstellung machte, nicht mehr zu. Alles, was ich je von ihr gelesen und über sie gehört hatte, war zu einer Legende verwoben, deren Wahrheitsgehalt ich nicht in Frage stellte.

Tatsächlich wohnte Simone de Beauvoir längst in der *Rue Victor Schoelcher* Nr. 11a, in einem Studio mit unverwundbarem Blick – auf einen Friedhof. Ob sie das Grab von Jean-Paul Sartre regelmäßig besuchte, weiß ich nicht. Ich jedenfalls tat es. Einen Besuch auf dem quirligen Markt am Boulevard Edgar-Quinet ließ ich gern mit einem Spaziergang über den bescheidenen Friedhof ausklingen. Ich tue es noch heute. Inzwischen liegt auch Simone de Beauvoir